

Landeserziehungsheim Kramsach 1960–1964

„Wie kann man denn einem Kind einen Hund raufhetzen.“

„Kinder haben Kinder bekommen“, meint Mercedes Kaiser mit Blick auf ihre Eltern. Als sie auf die Welt kommt, ist die Mutter gerade 17 Jahre alt, der Vater 20. Mercedes wächst mit ihrem um zwei Jahre jüngeren Bruder in einem abgelegenen Weiler im Außerfern auf. Das mittlere Kind stirbt mit drei Monaten, muss aber einige Tage in einer Schuhschachtel am Dachboden verwahrt werden, bis ein Bestatter in Reutte gefunden wird. Am Hof tummeln sich Dutzende von Katzen und Hasen, auch zwei Hunde werden gehalten, in einer ganzen Reihe von Bienenstöcken surren die Insekten.

„Ich bin von der Zeugung an ungeliebt und nicht gewollt gewesen.“

Von Anfang an werden Mercedes und ihr kleiner Bruder, den sie die meiste Zeit versorgt, vernachlässigt. Die Mutter fährt oft nach Reutte und überlässt die Kinder sich selbst, der Vater arbeitet während der Woche in Innsbruck bei der Bahn, doch auch an den Wochenenden kommt er nur sporadisch heim. Die Einzigen, die sich um die beiden

Kleinen kümmern, sind die Hunde, die sich schützend mit ihrem zotteligen Fell um die Kinder schmiegen und die wenigen Vorbeigehenden anknurren. Mercedes erinnert sich auch an schöne Tage, wenn sie mit dem Vater Skifahren geht oder auf seinen Schultern die Bahngeleise entlang schlendert. Doch „zu 80 Prozent war es furchtbar“. Die beiden Kinder leiden Hunger. Mercedes geht zu Nachbarn Hühner füttern und bekommt dafür Eier. Im Sommer begleitet sie mit ihrem Bruder die Bauern beim Heuen und hilft mit, soweit sie das als Kleinkind kann. Dafür erhalten die Kinder ein Mittagessen. Wenn sie in den kleinen Tante-Emma-Laden gehen, gibt ihnen die Ladenbesitzerin einen Bazooka-Kaugummi, den sie sich teilen und am Ende vor lauter Hunger hinunterschlucken. Als sie einschult und halbtags das Haus verlassen muss, krallt sich der kleine Bruder schreiend an sie fest oder läuft ihr nur spärlich bekleidet ohne Schuhe nach. Er hat panische Angst, dass seine Schwester nicht mehr zu ihm zurückkommt. In dem gottverlassenen Nest kümmert sich niemand um die Kinder, die in derart desolaten Verhältnissen

sich selbst überlassen sind. Wenn die Eltern zu Hause sind, gibt es ständig Streit. Besonders Mercedes wird bei jedem nur erdenklichen Anlass geschlagen und verprügelt. Selbst wenn sie bereits am Boden liegt, tritt die Mutter sie noch mit Füßen in den Bauch: „Es war furchtbar trist. Da hat die Kinderseele von mir und meinem Bruder bereits furchtbar gelitten.“ Zeitweise sind die Kinder sogar froh, wenn die Eltern nicht da sind. Dann haben sie wenigstens ihren Frieden. Schon im zarten Alter von sechs Jahren zeigt sich das Kämpferherz von Mercedes. Wenn die Auseinandersetzungen wieder einmal eskalieren, schützt sie ihren kleinen Bruder, der sich völlig verängstigt hinter ihr versteckt. „Ihn greifst du mir nicht an!“, habe sie die Mutter angepöbele, die sich dafür an ihr schuldig gehalten und auf sie eingeschlagen habe. Mercedes sieht ihrem Vater sehr ähnlich, umso mehr entlädt die Mutter ihren Hass auf den Ehemann auf dem Rücken des Mädchens. „Du Grubergfries, du bist schuldig, dass du auf der Welt bist. Das musste ich mir von klein auf anhören. So hat sie mir ein Schuldgefühl eingepflegt.“¹ Im Alter von sieben Jahren übersiedelt Mercedes mit ihrer Familie nach Innsbruck. Die Großeltern, vor allem der Opa, schauen immer wieder nach den Kindern, da die Eltern untertags weiterhin selten bei ihnen sind. Das Streiten und Schlagen setzt sich auch in Innsbruck fort. Doch in der Stadt bleiben die untragbaren Lebensumstände der Kinder nicht verborgen und die Nachbarn verständigen das Jugendamt. Mercedes darf gerade noch ihre Erstkommunion feiern, aber eine

rechte Freude über das schöne Kleid will nicht aufkommen. Die Hektik rund um sie bleibt ihr nicht verborgen. Am nächsten Tag wird sie von der Fürsorgerin in einem fremden Auto abgeholt und zu Dr. Vogl in die Kinderbeobachtungsstation geführt.

*„... wie ein Schwerverbrecher
in einem Gefängnis“*

„So ein schönes Haus“, habe sie sich noch beim Anblick des Anwesens gedacht. Dann geht es über knarrende Holztreppe hinauf in ein schräges Dachzimmer, das durch das Öffnen einer eisernen Türe betreten werden kann. Kinder sieht sie vorerst keine. Jedes Mal, wenn sie in ihrem Haus den Griff der Brandschutztüre in die Hand nimmt,

„werde ich steif, warum, weil dort war eine Eisentüre drinnen, ohne Klinke, die haben sie mit einem Vierkant aufgesperrt, da bin ich reingekommen und da war nur ein Stuhl, ein Stockbett aus Metall und ein Lautsprecher drinnen und ein rundes Fensterle, das war auch noch vergittert und da hast in den Hof hinunterschauen können und ein schönes Wetter ist gewesen und da bist reingekommen. Das war der erste Eindruck, wie ein Schwerverbrecher in einem Gefängnis. Und das mit knapp acht Jahren. Es ist nur über Lautsprecher mit dir gesprochen worden und nur zum auf die Toilette gehen und zum Essen gehen und zum Abwaschen bist du rausgekommen, zu den Kindern gekommen.“

Mehrere Tage muss sie in diesem Raum „dahinvegetieren“, zunächst wird vor allem über Lautsprecher mit ihr kommuniziert. „Warum muss ich da sein. Da habe ich die Schuld schon wieder bei mir gesucht. Warum? Weil du so ein böses Kind warst, dabei haben meine Eltern ja versagt.“ Sie habe ständig geweint, weil sie nach Hause und zu ihrem Bruder wollte:

„Jetzt hör einmal auf zu weinen, jetzt ist eine Ruhe.“ Nur über Lautsprecher, ich habe keinen gesehen. „Hör mal auf mit der Plärrerei, wenn du aufhörst zu plärren, darfst du aus dem Zimmer raus, davor nicht.“ Jetzt ist dir das Weinen bis zum Hals gestanden. Und es war so schönes Wetter. Und wissen Sie, was da auch nicht war, kein Kinderlachen. So bist du eigentlich isoliert worden, als ob du eine schwerwiegende Krankheit gehabt hättest. Da bist du unter Beobachtung gewesen, so hat es geheißen, ja da war ich unter Beobachtung.“

Alles, was sie ihr Eigentum nennt, wird Mercedes abgenommen, auch die Zahnpasta und die kleinen Naschereien, die der Vater zu den Besuchstagen mitnimmt. Abends kommt es zur Verteilung an alle Kinder. „Das war eigentlich für mich bitter“, unterstreicht Mercedes, deren gesamte Kindheit von völliger Mittellosigkeit geprägt ist. Der kleine Bruder kommt im Kinderheim Pechgarten unter, bis ihn die Brüder der Mutter zu sich nehmen. Mercedes kann nicht sagen, wie lange sie sich auf der Kinderbeobachtungsstation aufgehhalten hat. Alle

Erinnerungen an das „Vogl-Heim“ sind verblasst und verdrängt. Das Resultat der Beobachtungen erfährt sie aber bald: Überweisung ins Landeserziehungsheim Kramsach-Mariatal für „schwererziehbare“ Kinder.

„Wir waren Abschaum des Abschaumes.“

Die Jahre im Kramsacher Mädchenheim von 1960 bis 1964 sind Mercedes Kaiser unauslöschlich im Gedächtnis geblieben. „Das war die eigentliche Tragödie dort.“ In regelmäßigen Abständen, mindestens zwei oder drei Mal im Sommer, besucht sie das Gelände des Heimes mit ihren Enkelinnen, denen sie von ihren Erlebnissen berichtet – unter Auslassung der allermeisten Grausamkeiten. Obwohl der größte Teil der Anlage umgebaut ist und nicht viel mehr als eine Scheune, ein Brunnen und der Trakt, in dem die Kinder geschlafen haben, erhalten ist, kann Mercedes Kaiser jedes Detail rekonstruieren. Einmal nimmt sie sich einen Stein zum Andenken mit. Sie sei die meiste Zeit in „kalten Löchern“ aufgewachsen: im Außerfern, in Kramsach und im Heim in Scharnitz. Die Direktorin, „eine kleine Dürre“, habe ihren Foxterrier auf die Kinder gehetzt. Ein Pfiff und das Tier sei die Treppen hinaufgesprungen und den Mädchen nach. Bisse in die Waden waren eine Normalität:

„Wie kann man denn einem Kind einen Hund raufhetzen. Der Hund ist den ganzen Tag herumgefplitzt, weil er uns

dauernd bisßen hat. Die hat nie Spaziergehen brauchen mit dem. Die hat ihn auf uns gehetzt, dann hat er Auslauf genug gehabt. Dann ist er knurrend im Büro gehockt. Heute noch, wenn ich einen Foxterrier sehe, werde ich steif. Oder wenn ich eine Saugglocke sehe für die Toilette, weil ich bin Klostamper genannt worden, das war mein Spitzname und die Schwester Gertraud, das können Sie notieren, die hat einen großen Haargagl gehabt, die war die wildeste, das war ein richtiges Mistvieh.“

In Kramsach sei es üblich gewesen, dass die Erzieherinnen den Mädchen einen demütigenden Spitznamen gaben, den alle Kinder der Betroffenen gegenüber statt des Vornamens verwenden hätten müssen, wollten sie einer Sanktion entgehen. Als Mercedes eines Tages zum Kloputzen verdonnert wird, ist die Verunglimpfung für sie gefunden: Fortan wird sie immer wieder entsprechend der Saugglocke, die sie benützt, Klostamper genannt. Den pädagogischen Phantasien der Erzieherinnen scheinen keine Grenzen gesetzt gewesen zu sein. Mercedes Kaiser erinnert sich an Spitznamen wie Drecksau, Misthaufen, Schweinskopf, Triefauge. Die Kinder seien nicht von selbst auf solche Gedanken gekommen, sondern erst durch die Erzieherinnen, „die sind von ihnen grausam gemacht worden.“ Mercedes Kaiser teilt die Kinder in Abartige, Widerspenstige, zu denen sie sich zählt, Resignierte und arme Hascherlen ein. Misthaufen wird ein Kärntner Mädchen mit langen, dicken Zöpfen genannt, die von einem

Bauernhof kommt und deren Kleidung beim Eintritt ins Heim danach riecht. Sie bekommt früh ihre Menstruation und weiß nicht, wie ihr geschieht. Mercedes betont, wie unaufgeklärt sie alle geblieben wären. Beim Austritt aus dem Heim in Scharnitz habe sie nicht gewusst, wie ein Mann nackt aussieht. Zu fragen habe man sich nicht getraut, sonst hätte es Prügel gesetzt. Das blutende Mädchen muss sich wieder in die Reihe zurückstellen, eine Binde erhält sie nicht. Es habe bitterlich geweint vor Scham, als ihr das Blut langsam die Beine entlanggeronnen sei. Solche Erniedrigungen wären an der Tagesordnung gestanden, unterstreicht Mercedes. Die Kärntnerin hält es in diesem Heim nicht aus und versucht zu fliehen. Binnen kurzer Zeit wird sie von der Exekutive aufgegriffen. Was sich daraufhin abspielt, erzählt Mercedes Kaiser so: Die Direktorin schleift das Kind an den Zöpfen in den Speisesaal, in dem sich alle Zöglinge versammeln müssen. Ihnen wird vorgeführt, was ihnen blüht, wenn sie die Flucht ergreifen. Das Mädchen wird geschlagen und getreten. Mercedes ist solche Prügel gewohnt. Gedroschen worden sei mit der flachen Hand, mit Fäusten und Füßen, Stöcken, Ruten und einem Kehrwisch. Als Gegenstrategie hätten die widerspenstigen Kinder trotz ihrer Schmerzen gelacht, um die Erzieherinnen herauszufordern und ihre Würde zu bewahren. Doch in diesem Fall beteiligen sich mehrere Betreuerinnen auf einmal und geraten außer sich vor Wut. Schließlich schneiden sie dem Mädchen die Zöpfe ab. Noch heute würde sie das Knirschen der Sche-

re hören, erschauert Mercedes Kaiser. Richtig plagen hätten sie sich müssen, so dicht seien die Haare des Bauernmädls gewesen, das die ganze Zeit geheult und gezittert habe. Die Kinder müssen diesem widerwärtigen Spektakel entsetzt beiwohnen und sich still gebärden. Am Ende steht das Mädchen mit einer Glatze da: „Die hat fürchterlich ausgesehen, wie eine gerupfte Gans.“ Als Draufgabe erhält sie verschärften Essenszug, sie sei ohnehin fett genug, habe sie zu hören bekommen. Die Strafen für Einnäsen sind ebenso drakonisch: Die Kinder seien vor den anderen nackt bloßgestellt und mit kaltem Wasser geduscht worden. Das beschmutzte Leintuch müssen sie selbst waschen. Auch die achtklassige Volksschule ist ein Ort der Pein. Vor den Lehrkräften und dem Pfarrer hätten die Kinder regelrecht Angst gehabt. Erwähnenswert seien nicht nur die auf den Kinderhänden zerbrochenen Lineale, sondern vor allem die Spezialität des Geistlichen, der „Schlimmste“ neben Schwester Gertraud und der Direktorin. Wer die Merksätze nicht auswendig konnte, habe die nimmermüden Hände des Stellvertreter Gottes zu spüren bekommen, „dann hat er die Faust gemacht und den Mittelfinger herauschauen lassen und hat so lange auf dich hineingeboxt, bis du die Sterne gesehen hast.“ Besonders die Vorbereitung des Besuchs des Bischofs habe ihn zu Höchstform auflaufen lassen. Ganz oben in der Hitliste der Kramsacher Erziehungsmethoden stand das Haarausreißen, büschelweise, bis lichte Stellen entstanden und der Haarboden sichtbar geworden wäre.

Dies sei nicht zuletzt durch das Hochreißen der Mädchen am Schopf erreicht worden. So wie in den meisten Heimen kommt auch das Scheitelknien zur Anwendung. Umkippen ist verboten, besonders im Arbeitszimmer der Direktorin, wenn sie dabei ihre Schreibearbeiten erledigt. „Dann wurde das Scheitelknien gleich verlängert. Sie hat auf die Uhr geschaut, auf die Minute genau, du selber hast ja keine Uhr gehabt, das hat sie bestimmt.“ Da die Kinder ständig bluten, werden ihre Wunden häufig vereist. „Da ist man mir mit so einem komischen Stift in die Nase, das hat gebrannt und dann hat es aufgehört zu bluten.“ Strafen, etwa wenn die penibelst einzuhaltende Ordnung in den Kästen – zentimetergenaue Anordnung der Wäschestöße, blitzblank polierte Schuhe – nicht das Gefallen der wachsamen Erzieherinnenaugen findet, sind alltäglich. „Überwacht worden Tag und Nacht sind wir sowieso.“ Abends beim Zubettgehen ist einer der beliebtesten Wettkämpfe unter den Mädchen das Zählen der blauen Flecken und der meisten kahlen Stellen am Kopf. Der Umgang unter den Zöglingen sei rau gewesen. Dafür hätten schon die Erzieherinnen gesorgt. Eine Vorarlbergerin, klein und zart, ist ein beliebtes Spottobjekt. Da das hochrote Gesicht ihres alkoholkranken Vaters auffällt, sei über die geliebte Bezugsperson des Mädchens ohne Unterlass gehöhnt worden. Ihr Spitzname, den sie von den Erzieherinnen verpasst bekommen hat und den die Kinder schadenfroh verwenden, ist Saufvater. Mercedes verteidigt sie unter Androhung von Schlägen. Gegenüber

einem hochgewachsenen Zwillingsspaar weiß sie sich ebenfalls zu wehren. Darauf ist sie besonders stolz. Doch auch bei ihr geht es nicht ohne Verletzungen vonstatten. Eine lange und breite Narbe ziert ihren Oberschenkel, seitdem sie von Kameradinnen in einen Stacheldraht geworfen wurde. Wie so oft habe es keine ärztliche Versorgung gegeben. Um die Wunde wird notdürftig ein Verband gewickelt. Wer jammert, habe eine „Gnackwatschn“ bekommen:

„Du hast nichts sagen dürfen, sonst hast du noch eine drauf bekommen. Das hast du alles verschweigen müssen. Wenn du etwas erzählt hast, hast nur du büßen müssen. Es ist dir eingbläut worden, dass du nichts erzählst. Jeder Brief ist ja zensiert worden. Die ausgerissenen Haare hast du gesammelt und beim Besuchstag heimlich in den Stiefeln versteckt, um sie den Eltern zu geben, wenn du es geschafft hast. Aber die haben immer gehorcht und geschaut wie die Haftmacher. Eine ist immer auf und ab gegangen wie ein Gefängniswärter. Sie sind zu dritt oder viert gewesen, damit wir nichts in Ruhe reden können.“

Als ihr die Direktorin mit der Faust ein blaues Auge schlägt, habe man Mercedes angewiesen zu behaupten, die Stiege hinuntergefallen zu sein. Der Großvater glaubt nicht an diese Geschichte und stellt die Anstaltsleitung zur Rede. Doch es nützt genauso wenig wie seine Beschwerde am Jugendamt, wo er als Querulant und Lügner beschimpft worden sei. Besuchszeit ist für Mercedes

Freude und Qual zugleich. Endlich kann sie den heißgeliebten Bruder wieder treffen. Doch die Abschiede gestalten sich herzerreißend, weil er bei der Trennung schreit und klammert. Zugesteckte Süßigkeiten versteckt und isst sie heimlich, damit ihr die Erzieherinnen nicht die Kostbarkeiten wieder abnehmen. Der Bett Nachbarin muss etwas abgegeben werden, um nicht verraten zu werden. Eine besonders häufig verhängte Strafe schmerzt die Kinder besonders: Essensentzug und das Streichen des einzigen Nachtisches in der Woche am Sonntag. Im Heim habe nämlich Hunger geherrscht. Mercedes sei unterernährt aus dem Heim gekommen und deshalb auf Erholung geschickt worden. Sie erzählt, wie die Mädchen die „grünen Zapfeln“ von Bäumen gegessen haben, weil sie nach Honig dufteten. Danach mussten sie sich erbrechen: „Wir haben sehr wenig zu essen gekriegt.“ In der Früh einen Malzkaffee und ein Butterbrot, sonntags, wenn man brav war, Marmelade dazu. Zur Jause gab es eine Scheibe trockenen Brotes und einen Apfel. Das sei aber wirklich etwas Gutes gewesen, das esse sie heute noch und gebe es auch den Enkelkindern. Im Sommer pflücken die Mädchen die Obstbäume und „stehlen“ sich ein paar Früchte. Der Nachttisch am Sonntag ist heiß begehrt, meist ist es ein Obst oder ein Pudding. Bei den allerkleinsten Vergehen wird er gestrichen. Sie selbst habe deshalb fast nie einen Nachttisch ergattert, da sie ein lebhaftes Kind gewesen sei. Nur die „ganz Braven“ seien in den Genuss gekommen, „die waren ja schon fast heilig.“ Unter den

Mädchen habe es von den Erzieherinnen angestiftete „Spioninnen“ gegeben, welche die Kameradinnen verpetzten, um auf diese Weise Vergünstigungen, etwa den Nachtisch einer der Denunzierten, zu bekommen. In Anbetracht der allzu knapp bemessenen Ernährung zeugen die Strafen bei Tisch von besonderer Härte gegenüber den Kindern. Ein paar Dutzend Mädchen, rund 60 bis 80 im Durchschnitt, sorgen für eine beachtliche Geräuschkulisse. Doch sobald der Pfiff der Erzieherin ertönt, hat sich augenblickliche Ruhe einzustellen, besonders beim Antreten in Zweierreihen, um Essen zu fassen. Wer geschwätzt habe, sei mit Essverbot belegt worden und mit verbundenen Augen am Tisch gesessen. Bei einem größeren Vergehen habe der Zögling zum Gespött der anderen Kinder während des Mahls auf einem Stuhl gestanden, mit einer Hexenmaske aus Gummi auf dem Kopf, die das Atmen erschwerte. Besonders schockierend empfand Mercedes Kaiser, dass die Schafe vor den Augen aller Kinder geschlachtet wurden, noch heute bekomme sie eine Gänsehaut, wenn sie daran zurückdenke. Man könne sich gar nicht vorstellen, wie furchtbar es gewesen wäre, dieses grausame Spektakel anschauen zu müssen. Ein weiteres trauriges Kapitel sei die „Schufterei“ gewesen. Kinderarbeit ist ein Beitrag zur Deckung der Versorgungskosten, ein Teil des Strafanons und ein Erziehungsmittel zur Eintrichterung bürgerlicher Tugenden. Gleichzeitig wird die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung der Gesellschaft reproduziert. Massenweise Schuhe put-

zen und Kartoffeln schälen sorgen für die erwünschte Disziplin. Eine ungenügende Arbeitsleistung zieht wieder mannigfache Schläge auf den Kopf und ins Gesicht nach sich. „Da hat es mich nicht gewundert, dass du immer Kopfweh hattest.“ Im Sommer muss das Gemüse und Obst der großen Anstaltsgärten eingebracht werden. „In den Ferien waren wir nur Buckler, wir haben nur gearbeitet. Wir waren billige Arbeitskräfte, die nichts gekostet haben.“ Im Herbst sind die Scheunen mit Laub zu füllen. Unermüdlich seien die Kinder mit großen Jutesäcken unterwegs gewesen, um ihrer Arbeitspflicht nachzukommen. Wenn gleich Sauberkeit zu den höchsten Tugenden im Heim zählt, wird die körperliche Reinlichkeit in beschränktem Maß hochgehalten. Einerseits zählt die Sparsamkeit mehr, andererseits lassen die sanitären Einrichtungen zu wünschen übrig. Auch die Prüderie spielt eine behindernde Rolle. Nur alle paar Wochen habe es einen großen Washtag gegeben. Einige wenige Badewannen, in die jeweils mehrere Kinder hineingestellt werden, befinden sich in einer Baracke. Um sie zu erreichen, müssen die Mädchen quer über den Hof gehen. Gerade im Winter ist die Erkältungsgefahr groß, dennoch überwiegt die Freude der Kinder. Nach Wanderung und Arbeitseinsatz können sich die Zöglinge nur Hände, Arme und Gesicht in den Waschbecken reinigen. Wenn niemand schaut, waschen sie sich rasch heimlich die Füße. Es darf nicht zu viel gepritschelt, der Boden nicht nass hinterlassen werden. „Dir gehörte nichts“, seufzt Mercedes Kaiser und er-

innert sich noch heute bildlich an das einzige Paar neuer Patschen, das sie im Heim erhalten hat. „Und die habe ich beim Schlafen auf die Brust her gelegt, damit sie nicht gestohlen werden und sie mir keiner mehr nimmt. So eine Freude habe ich gehabt. Das war ein Schatz für mich.“ Als empörendes Zeichen seelischer Grausamkeit erwähnt sie daher zwei Begebenheiten, in denen sie ihre Recht- und Wertlosigkeit schmerzhaft verspürt habe. Eines Tages bekommen die Kinder von einem Pater Ringe mit Glassteinen geschenkt. Die Aufregung ist groß, Mercedes spielt den ganzen Tag mit dem Ring am Finger, doch einmal fällt er ihr während des Essens zu Boden. Schwester Gertraud zerstampft ihn mit den Füßen. Zu Weihnachten gibt es einen Teller mit einer Orange, einem Apfel, Keksen und Wolle. Da sie sehr geschickt ist, strickt Mercedes eine Jacke für ihren kleinen Bruder, doch die Wolle reicht nicht ganz aus. Es fehlt noch ein Ärmel. Schwester Gertraud verweigert ein weiteres Knäuel, um das sie bittet. Dem Kind bleibt nichts anderes übrig, als in den Schlafsaal zurückzukehren und die fast fertige Jacke heulend wieder aufzutrennen. Eine der häufigsten Freizeitbetätigungen in Kramsach ist stundenlanges Spazierengehen und Wandern. „Damit wir so richtig müde werden.“ Wenn ein Kind zu schlimm und unruhig gewesen sei, hätte es Medikamente bekommen, glaubt Mercedes. Mercedes Kaiser sind neben der Direktorin vier Erzieherinnen in Erinnerung, die für die altersmäßig eingeteilten Gruppen – Küken, Zaunkönig, Spatzen, Zugvögel – zu-

ständig sind. Kurzfristig habe sie eine Reihe von Praktikantinnen kommen und gehen gesehen. In ihrer Abstufung stehen die Direktorin und Schwester Gertraud sowie der Pfarrer an der Spitze ihrer negativen Reihung, Schwester Hedi sei für sie bereits ein paar Grade besser und mütterlicher gewesen. Die vierte, Schwester Heidi, habe sie dann wieder in der Gaismair-Hauptschule in Innsbruck als ihre Handarbeitslehrerin getroffen. „Die hat die Zustände dort nicht mehr ausgehalten“, meint Mercedes Kaiser. Aus heutiger Sicht seien die Erzieherinnen völlig überfordert gewesen. Hassgefühle gegen Schwester Gertraud hege sie aber immer noch. Schon als Kind habe sie sich in Kramsach ausgemalt, wie sie die Schwester einmal an den Haaren herumschleifen werde, „weil sie immer so gemein zu uns allen war.“ Zufällig trifft sie Jahre später Schwester Gertraud tatsächlich an einer Bushaltestelle, als sie hochschwanger ist: „Ich hätte ihr die Haare heruntergerissen, aber das geziemt sich nicht, wie schaut das aus, dass eine hochschwängere Frau zu raufen anfängt. Ein zaches Mistvieh ist sie gewesen. Die war die Schlimmste. Wenn sie dir was zufleiß tun konnte, dann war sie glücklich. Eine frustrierte Frau war das ohne Mann, eine richtig frustrierte, böartige Frau. Und was sie sich ausgedacht hat.“ Das Erziehungsheim in Kramsach erweist sich für Mercedes nicht als ein Ort des Schutzes vor den Übergriffen, die sie in ihrer Familie erleben musste, sondern als Fortsetzung dieser Tortur mit noch drastischeren Mitteln:

„Du bist Abfall gewesen eigentlich. Und warum haben eure Eltern euch hergeschickt, weil sie euch nicht mögen haben.‘ Ist dir das immer vorgeworfen worden. Und du bist immer selber schuld. Du warst immer selber schuld. Schon als du sechs Jahre alt warst, wie die Mama gesagt hat, du Weilergfries, weil ich meinem Papa ähnlich geschaut habe (...). Ich habe nur mehr die Schuld bei mir gesucht. Immer. Auch heute noch.“

Ein gutes Wort, Trost oder gar liebevolle Berührungen habe sie in Kramsach kaum erfahren. Die Kapelle ist für sie ein Zufluchtsort, wo sich seltene Momente des Rückzugs ergeben. Dort erzählt sie ihrer Freundin ihre Sorgen, dort teilen die beiden Kinder Kummer und Leid und umarmen sich. „Wir sind oft im Wald gehockt und wenn eine Familie mit einem Kinderwagen vorbeigekommen ist, habe ich gesagt: ‚So war auch meine Familie und wenn ich groß bin, habe ich auch so eine Familie.‘ Das war mein Wunsch als Acht- und Neun- und Zehnjährige.“ Nach der Scheidung und Wiederverheiratung der Eltern kann Mercedes’ Mutter das bereits 13-jährige Mädchen aus Kramsach zu sich holen. Damit bleibt der Jugendlichen zumindest eines erspart: die Überstellung ins Landeserziehungsheim Schwaz, mit der den Kindern ständig gedroht wird. Ihr Resümee über das Erziehungsheim in Kramsach fällt bitter aus:

„Wir waren Abschaum, hat es immer geheißt. Wir waren Abschaum des Abschaumes. So sind wir von den Erzie-

herinnen geheißt worden. Und das musst du einem Kind immer einimpfen. Du kriegst Komplexe. Und wenn ich nicht immer so ein temperamentvoller Mensch gewesen wäre, ein sensibler Mensch zerbricht ja völlig dran. Wenn ich nicht so eine Kämpferin gewesen wäre, ich hätte das nicht überlebt. Ich war immer eine Kämpferin.“

Vom Regen in die Traufe

Die Freude, endlich dem Heim in Kramsach entkommen zu sein, währt nicht lange. Eine Zeit lang lebt sie in Niederösterreich, wo die Familie des Stiefvaters wohnt, dann wieder in der Nähe von Innsbruck. Von den niederösterreichischen Verwandten wird Mercedes gut behandelt. Zu ihrem Geburtstag, an dem die Eltern sie im Haus einsperren und eine vergnügliche Spritzfahrt unternehmen, wird sie mit einer Leiter befreit und mit einer Torte, einem Kleid, einem Mittelschulatlas und 24 Farbstiften beschenkt. Den Atlas und die Farbstifte hat Mercedes Kaiser immer noch, auch wenn der Atlas schon mehrfach geklebt ist und die Stifte nur noch winzig sind. Der Stiefvater ist ein pedanter Patriarch, der sie kontrolliert, einen Hausarrest nach dem anderen verhängt und ebenso wie die Mutter kräftig zuschlägt. Der wöchentliche Guglhupf für den Herrn Papa muss goldgelb gebacken pünktlich bereitstehen, die Küche hat zu glänzen, die Leintücher der Betten faltenfrei gestrafft zu sein. Mercedes nimmt die Rolle eines Dienstmädchens ein. Unabhängig davon,

was sie für die Eltern tut, nie seien sie mit ihr zufrieden gewesen. Die über so viele Jahre angestaute Sehnsucht nach Lob, Anerkennung und Wärme werden auch in der neuen Familie nicht gestillt, die ihrer bald überdrüssig wird. Der Stiefvater schreibt ins Kinderheim nach Scharnitz mit dem Ersuchen um Aufnahme des Mädchens. Er will mit Mercedes Mutter eine neue Familie gründen. Bald darauf wird ihre Halbschwester geboren, die aber von ihrem Vater genauso geschlagen worden sei. So wird Mercedes ins nächste Heim abgeschoben. Ohne Mantel bringt sie der Onkel in die Klosteranlage. Die Mutter schickt kein Gewand, nie kommt sie zu Besuch, obwohl sie regelmäßig nach Mittenwald einkaufen fährt. Eine Freundin der Mutter besorgt Mercedes Kleidung von ihrer Tochter, die aber größer und fester gebaut ist als sie. Dass das Gewand schlottert, bereitet Mercedes weniger Probleme als die zu großen Schuhe. Selbst in den Osterferien muss sie im Heim bleiben, da sie nicht die Kosten der Fahrkarte wert ist. Während der Feiertage im Juni klappt es dann endlich, weil ihr leiblicher Vater zu zahlen bereit ist. Bei der Rückfahrt habe sie bitterlich geweint, weil sie nicht nach Scharnitz wollte. Über ihren dortigen Kurzaufenthalt, der nicht viele Eindrücke hinterlassen hat, verliert Mercedes kein schlechtes Wort. Von Kramsach und ihrem Zuhause ist sie abgehärtet und zudem bereits eine Jugendliche, die sich zu wehren weiß. Das Essen sei „nicht zuviel“ gewesen, aber man sei satt geworden. Die Haushaltungsschule charakterisiert sie als „wahnsinnig streng“

geführt, doch habe sie diese mit einem Vorzug absolviert. Den täglichen Kirchengang in aller Herrgottsfrühe und das ständige Beten findet sie mühsam, aber erträglich. Mercedes Kaiser singt heute an ihrem Wohnort im Kirchenchor. Mitbeten möchte sie aber nicht mehr jedes Mal, denn sie „habe für 100 Jahre vorausgebetet“. Einer der Höhepunkte im Klosteralltag ist die Fernsehserie Bonanza, welche die Mädchen schauen dürfen, wenn sie „schön brav“ sind. Schwester A. leitet den Chor: „Die war robust und ein Pferd von einer Frau, wenn die zugelangt hat, hat sie anständig zugelangt.“ Bei einer der Chorproben lachen und blödeln die Mädchen: „Sie haut mir eine Ohrfeige runter, weil ich nicht gehorcht habe, was sie sagt, und mich hat es fast über die Brüstung geschmissen. Und da haben sie mich im letzten Moment zurückgehalten am Pullover, sonst wäre ich da runtergefliegen. Aber da war ich auch selber schuld. Man macht bei der Probe eben keinen Unsinn.“ Mit dem Abschlusszeugnis in der Hand wartet Mercedes auf ihre Entlassung. Doch niemand kommt sie abholen. Die Zeit vertreibt sie sich mit Putzen und Aufräumen. „Aber das habe ich gerne getan.“ Erst nach mehreren Interventionen der Schwester Oberin, die für Mercedes nach deren Erfüllung der Schulpflicht nicht mehr zuständig ist, sei der Vater mit seiner gesamten neuen Familie angereist gekommen. Als Bahnbeamter konnte er den Zug kostenlos benutzen. Mit einer Pappschachtel unter dem Arm verlässt Mercedes Kaiser Scharnitz: „Das war mein ganzes Hab und Gut.“

„Durch mein Kind habe ich eigentlich meine Freiheit bekommen.“

Zunächst ist Mercedes von einem bis dahin noch nie gekannten Glücksgefühl erfüllt:

„Da bin ich die Maria-Theresien-Straße hinuntergelaufen und habe hupfen und schreien angefangen: ‚Ich bin frei, ich bin frei!‘ Die Leute rundum haben geglaubt, das ist eine Entsprungene, eine Verrückte, weil ich das erste Mal aus dem Heim herausgekommen bin und entscheiden habe können, dass ich jetzt die Theresien-Straße runtergehe. Hat mir niemand eine Vorschrift gemacht, du darfst das nicht.“

Die Zeit der Unterbringung in einer Anstalt ist für sie aber dennoch nicht ganz vorüber. Der Vater, der mit seiner Frau und seinen drei Kindern in einer Zweizimmer-Wohnung lebt, kann sie nicht lange bei ihm unterbringen. So meldet er sie im Mädchenheim Scheuchenstuel in Innsbruck an, das jahrzehntelang als Waisenhaus gedient hatte. Obwohl auch dort das Regiment streng ist, hat Mercedes keine sonderlichen Eingliederungsprobleme. Für sie handelt es sich nicht um ein richtiges Heim, sondern eher um ein Internat für Lehrlinge, weil sie untertags ihrer Arbeit und Schule nachgeht. „Da war eine gewisse Freiheit.“ Dass sie bis sieben Uhr abends daheim sein muss, da dann das schwere Holztor versperrt wird, stört sie, zumindest in ihrer Rückerinnerung, ebenso wenig wie die Tatsache, dass sich die Jugendlichen beim Verlassen des Hauses aus-

dann wieder eintragen lassen müssen. Eigentlich wäre sie gerne Innenarchitektin geworden oder hätte Fremdsprachen lernen wollen. Doch der Vater stellt sie mit Verweis auf das fehlende Geld vor die Alternative, Verkäuferin oder Frisörin zu lernen. Für Mercedes ist es bereits eine deutliche Verbesserung, nur mehr mit drei anderen jungen Frauen das Zimmer teilen zu müssen. Schläge gibt es keine mehr und die Leiterin, Paula Jungmann, „war das Beste“. Sie erlaubt Mercedes mit ihrem Freund und späteren Ehemann, den sie beim Bierholen für den Vater kennenlernt, am Sonntag Schifahren zu gehen, nachdem dieser sich wohlgesittet mit einer Bonbonniere und einem Blumenstrauß für die Heimleiterin vorgestellt hatte. Mit 17 Jahren wird Mercedes Kaiser schwanger und zieht zu den künftigen Schwiegereltern. Damit ist das Kapitel Heimerziehung endgültig Vergangenheit.

„Was ich lieb gewonnen habe, ist mir immer gestohlen worden.“

Für Mercedes steht von Anfang an fest, dass sie das Kind austragen wird. Ihren Sohn bringt sie noch unehelich zur Welt, geheiratet wird später. Mercedes wird dieselbe Fürsorgerin zugeteilt, die bereits für sie als Kind zuständig war. Das stellt jedoch kein Problem dar, da sie diese kaum zu Gesicht bekommt und infolgedessen gut mit ihr auskommt. Mit 19 heiratet Mercedes Kaiser, ein Jahr später bekommt sie ihre Tochter. Trotz des großen Stresses und der materiellen

Not ist sie sehr zufrieden. 23 Jahre lang habe sie eine Traumehe geführt. „Das war meine schönste Zeit, als ich Hausfrau und Mutter war. Ich habe auch in den 23 Jahren 14 Jahre gearbeitet, ich habe wahnsinnig gut verdient. (...) ich war aber nie gemeldet und dann sind dir die Jahre abgegangen. Weil ich mir gedacht habe, meine Ehe hält ewig.“ Ihr Mann verlässt sie wegen einer anderen Frau, darunter leide sie noch heute. „Ich bin ein totaler Familienmensch. Die Familie ist mir heilig.“ Sie zieht drei weitere „Leihkinder“ groß, die Schwiegermutter, „eine sehr gute Frau“, lebt bis zu ihrem Tod bei ihr, auf ihre drei Enkelinnen passt sie sehr häufig auf. Mercedes Kaiser war und ist resolut, wenn es darum geht, in der Erziehung Grenzen zu setzen. Sie erklärt ihre Position, zieht sie aber dann auch konsequent durch. Pünktlichkeit, Sauberkeit und Ordnung spielen eine große Rolle. Ihre Kinder habe sie stets ordentlich gehalten: „Da hat keiner gewusst, dass ich aus dem Heim gekommen bin, weil die Gitarrelehrerin von meinem Sohn hat einmal gesagt, dass die Heimkinder meistens wieder versandt und verlottert sind. Manche sind Prostituierte geworden. Das ist furchtbar, weil sie auch nichts anderes gelernt haben.“ Mercedes Kaiser sorgt, pflegt, umhegt, erzieht, kocht, putzt, schuftet. Sie arbeitet erfolgreich in mehreren Berufen und bringt es auch zu Wohlstand, zu einem eigenen Haus, wengleich hohe Schulden auf ihr lasten. Doch auch ihre zweite Partnerschaft, die 12 Jahre dauert, scheitert. „Und immer wieder muss ich das erleben. Kann nicht einmal ein Partner nur

für mich da sein? Ich würde 101 Prozent geben.“ Sie habe für ihren Lebenspartner alles getan und auch den Haushalt neben der Erwerbsarbeit geführt, doch schließlich sei er gierig geworden und habe begonnen, sie zu schlagen:

„Ich komme von der Schlagerei nicht weg, ich verstehe das nicht. Jetzt bin ich ohne Partner. Im Herzen drein bin ich kaputt. Was habe ich heute, heute bist alleine, von der Seele her, heute bist alleine. Verkrüppelt alles und du alleine. Dann gibt es wieder Tage und es tut dir gar nichts und dann gibt es wieder Tage, da gehst du in die Stadt und siehst eine Taube mit einem Fußl über die Straße hupfen und da fange ich heulen an. Danke ich mir, was ist denn jetzt los mit mir? Weil die zehn Jahre [im Heim] viel waren. Man weiß jetzt eh nicht alles, nur die größeren Sachen.“

Nach der Pleite des Unternehmens, in dem sie angestellt war, wird Mercedes arbeitslos. Schließlich muss sie in die Frühpension. Ihre Mindestpension ermöglicht gerade die Deckung der Raten für das Haus, das sie verkaufen wird, da nun zur Bestreitung des Lebens kaum ein Euro übrig bleibt. Mit den Eltern und dem Stiefvater ist keine Aufarbeitung der schmerzlichen Vergangenheit möglich. Sie sei geächtet, ja gehasst, weil sie ihre Kindheits- und Jugenderfahrungen thematisiere. „Das waren 10 Jahre Gefängnis. 10 Jahre meines Lebens habt ihr mir gestohlen.“ Kein Elternteil stehe dazu, alles werde verdrängt. Man fordere sie sogar auf zu schweigen, da ihre Erzäh-

lungen nicht der Wahrheit entsprechen würden. „Und immer wieder habe ich die Schuld bei mir gesehen. Ich habe immer versucht, es allen recht zu machen. Und wo stehe ich heute?“ Im Grunde ihres Herzens fühlt sie sich von niemandem verstanden. Manchmal überkommt sie eine Todessehnsucht wie zu Kinderzeiten, als sie sich gewünscht habe, dass es ihr wie ihrem Bruder gehe, der als Säugling verstarb. Vor dem Tod habe sie

absolut keine Angst, im Gegenteil, dann wäre sie endlich im Paradies. Gleich darauf lacht sie und verscheucht ihre Gedanken, indem sie sich von ihrer humorvollen Seite präsentiert. Sie würde gerne ein Buch mit dem Titel „Ich“ schreiben, meint Mercedes Kaiser. Abschließend bemerkt sie zu ihrer Heimzeit: „Und ich glaube, wenn du 100 Jahre alt wirst, das bringst du nie mehr weg, das bringst du bei keinem mehr raus.“